



„Denn der Mensch will, so er ein Übel erleidet, zumindest den Urheber hassen können; dann trägt er es leichter“

Seuchenalarm in der Kleinstadt

Ein kleiner Auszug aus dem Roman *Der Fürst der Welt*.

Die Szenen spielen in einer deutschen Bischofsstadt um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Matthias Nothafft ist einer der Ratsherren, Dr. Fabri ist ein angesehener, allseits beliebter Arzt, Dr. Casus ist der für alle Gesundheitsfragen zuständige Amtsarzt. Die Bürger der Stadt leiden unter dem vom Stadtrat beschlossenen Neubau der Stadtmauern, der nur dank eines von Nothafft gewährten Kredits möglich gemacht wurde. Marte, die Tochter des Schusters Stöckler, hat einen schlechten Ruf als leichtes Mädchen.

von Erika Mitterer

„Und nun erzählt mir, was Ihr erlebt habt in Eurer Sitzung!“ sagte Margarete Nothafftin, setzte sich in ihrem Lehnstuhl bequem zurecht und blickte Matthias erwartungsvoll an. Seine Miene spiegelte Erregung, Freude und Sorge. Es tat ihm not, sich auszusprechen.

„Erlebt?“ gab er zurück. „Ja, was meinst du, dass man bei so einer Männerversammlung im Rathause wohl erleben kann? Es geht nicht so lustig zu, wie wenn ihr Weiberleut an einer Wiege oder an einem Krankenbett zusammenkommt, das kann ich dir sagen ... Übrigens, Dominik Hackschneider hat vorgeschlagen, das Schweinezüchten in den Stadtmauern zu verbieten, wie findest du das?“

„Albern“, sagte sie kurz, und Matthias lachte. „Ganz meine Ansicht! Aber die Leute werden halt zu fein, weißt du, sie mögen nur mehr Veilchen und Gewürz riechen, und wenn die Röcke der Frauen noch weiter werden, ist bald wirklich für das arme Vieh kein Platz mehr in den Gassen ...“

„Sonst habt ihr nichts besprochen?“

„Schau, wie neugierig du bist, meine Alte! Es gibt auch eine erfreuliche Nachricht: Der Rat hat die Einfuhr von Breslauer Schöps genehmigt!“

„Was ist das?“ fragte Frau Grete misstrauisch und zog die Brauen hoch. „Ihr solltet mich nicht fürn Narren halten, Matthias!“

„Ich halte dich doch nicht zum Narren, Liebste! Breslauer Schöps ist das beste Bier in deutschen Landen, und wir wollen gleich ein Fässchen davon für unsern Keller bestellen! Es wird dir auch schmecken.“

„Meinetwegen!“, murmelte die Frau unwirsch.

„Neuigkeiten willst du also hören? Lass mich nachdenken!“ Er schritt mit gerunzelter Stirn in der Stube auf und ab, aber seine Augen glänzten in hellem Übermut. – „Richtig! Unsere Stadt soll größer werden, damit Schweine und Menschen mehr Platz haben – denn der Dominik ist nicht durchgedrungen mit seinem Antrag –, und unser Georg soll einen welschen Baumeister für die neuen Mauern besorgen ...“

„Matthias, ich bitt' Euch, redet vernünftig mit mir; ich versteh' kein Wort! Was für Mauern?“

„Das hat uns Lienhard Schopper auch erst des langen und breiten darlegen müssen, warum wir plötzlich neue Mauern brauchen, aber schließlich haben wir ihm alle recht gegeben. Da rings im Lande Krieg und Aufruhr wütet, wäre es vermessen zu glauben, gerade wir blieben für immer von Angriffen verschont. Die jetzigen Mauern aber würden wie Kartenwände zusammenfallen beim ersten Ansturm der neuen Geschütze ...“

[...]

Der südländische Baukünstler, Cesare Taglione, war pünktlich eingetroffen, mit dem Rate handelseins geworden und hatte sich nach Erhalt eines ansehnlichen Vorschusses voll heftiger Arbeitslust seinen Aufgaben zugewendet. Die Bürger mussten sich an manche Neuerung gewöhnen. Während bisher höchstens hie und dort ein Hund Cäsar gerufen wurde, weilte mit einem Male ein Christenmensch mitten unter ihnen, der so hieß, in seltsam geschnittenen Kleidern herumliefe und von übertriebener Höflichkeit und erstaunlicher Zungenfertigkeit war, ob ihm auch die drolligsten Entstellungen der Sprache unterkamen.

>>>



Die Anrainer der Stadtmauern sahen ihr häusliches Behagen grausam gestört: Schuttgebirge türmten sich vor ihren Türen auf, der Staub drang durch die Butzenscheiben und breitete sich in dünner gelber Schicht über das dunkle Schnitzwerk der Truhen, machte sich sogar in den Schränken breit und schwamm mittags auf der Brühe. Nach vier Uhr war an einen Morgenschlaf nicht mehr zu denken, und vor der Vesper hörte Gehack und Gehämmer, Zuruf, Gesang und Einsturzdröhnen nicht auf; denn mittags, wenn die wankende Schar der Morgenarbeiter heimgeschickt werden musste, rückte ein ausgeruhter Trupp an, und das Werk erlitt keine Unterbrechung. So hatte der Welsche es sich ausbedungen, damit vor den strengen Frösten der Hauptteil der Arbeit getan sei; so wurde es auch gehalten, und nichts half das Gemurre der Eingesessenen über den Zustrom unbekannter Gesellen vom flachen Lande oder aus benachbarten Städten, die hier ohne Lehrzeit Sold einstreichen konnten, denn es gab zu wenig Maurer. Umsonst war das Wehklagen der Zunft über die Missachtung der alten Vorschriften. Der Ausländer drohte alles hinzuwerfen, wenn nicht nach seinem Kopf gewerkt würde, und der Rat ließ die Beschwerden unter den Tisch fallen. Da konnte freilich auch die Vorschrift, dass der durchziehende Fremde im Spital nur drei Nächte Aufnahme finden dürfe, nicht eingehalten werden; das schmalbrüstige finstere Haus war wochenlang von den Arbeitern belegt, und niemand jagte sie fort.

[...]

Die Lies war eine verwaiste Nichte der Stöcklerin, die diese vor kurzem zu sich genommen hatte mit den weisen Worten: „Wo sieben hungern, wird auch ein achttes noch satt.“ Das arme Dirnlein hatte auf der Welt keine Stätte, und niemand wollte es als Dienstboten einstellen, weil es so schwächlich war.

All dies erfuhr der Arzt, als er vor dem Strohlager der Fiebernden stand. Er brauchte sie nicht lang zu untersuchen: in seinen Wanderjahren hatte er diese Krankheit öfter zu sehen bekommen, als ihm lieb gewesen war: Durchschlechten nannte das Volk sie, oder auch die Schwarzen Blattern.

Fabri befahl sehr ernst, dass man die Buben möglichst von der Kranken fernhalten, keine Fremden ins Haus lassen, ihr nur Kamillenabsud gegen den Durst zu trinken geben solle und vielleicht etwas Obstsaft. Den Melissentee, den die Stöcklerin gegen das Fieber gesotten hatte, billigte er gleichfalls. Dann empfahl er sich rasch und schritt so kräftig aus, als der lange Talar es erlaubte.

Der Stadtarzt empfing ihn mit der glatten Höflichkeit lateinischer Floskeln, die sein Befremden über den Besuch gut verbarg. Als Doktor Fabri ihn dringend aufforderte, sogleich mit

ihm in die Schusterkeusche zu kommen, wehrte er spöttisch ab. – „Das kenne ich, das kenne ich, geschätzter Kollege“, rief er aus. „Dort wimmeln zehn Strolche in einem dreckigen Rattenloch durcheinander, wenn dem einen die Schramme am Kopf zugeheilt ist, fängt den andern die große Zehe zu stechen an. Ich rate Euch auch, Kollega, sitzet dem Gesindel nicht auf, zum Schluss wird man Euch sagen, die ganzen Übel kämen von schlechter Kost, und wenn Ihr einen Gulden hingelegt habt, sind sie plötzlich alle wieder gesund. Bis auf den Säugling natürlich, der die Fraisen hat; dem ist nicht zu helfen, er stirbt besser heute als morgen; sonst gibt es nur um einen Schwachkopf mehr auf der Welt.“

Darum handle es sich nicht, sagte Fabri, sondern ein Pflegekind, das Casus vielleicht noch gar nicht kenne, habe seiner bescheidenen Meinung nach Variola, die Schwarzen Blattern. – „Ich bitt' Euch dringend, Euer Weisheit, kommt mit mir, dass wir gemeinsam entscheiden, was zu tun sei!“

Casus spreizte alle Finger von sich. „Variola?“ rief er, „ich höre nicht recht, Herr Kollega! Die Pocken? Aber das wäre ja eine Seuche!“

Dem hatte Fabri nichts entgegensetzen. Schweigend wartete er; würde der andere nun endlich den Talar über das Hauswams ziehen, sein Barett und die Tasche nehmen und ihm folgen?

Casus lachte meckernd auf. Sein flaches, fettes Gesicht verzerrte sich höhnisch. – „Variola! Eine Seuche!“ wiederholte er. „Ausgeschlossen! Ein kleiner Irrtum, hochgeschätzter Freund! Kann jedem passieren. Bei aller abgründigen Verehrung für Eure unübertreffliche Kunst der Diagnose, Irren ist menschlich, wie das Sprichwort sagt. Volkes Stimme – Gottes Stimme. Nicht immer, versteht sich. Haha! – Die Pocken!“

Man sah ihm an, dass er sich überlegte, wem er den guten Witz zunächst erzählen wollte.

Jetzt riss Albertus Fabri die Geduld.

„Ich ersuche Euch, die Krankheit in Augenschein zu nehmen und als Stadtarzt die notwendigen Verfügungen zu erlassen“, sagte er scharf. „Wünscht Ihr mein Geleite?“

Casus' Grinsen wich einem geärgerten Zug. – „Meine Gewohnheit ist es nicht, die Fälle des geschätzten Kollegen zu übernehmen!“, entgegnete er hämisch. Fabri errötete. Es lag ihm auf der Zunge, zu antworten, dass Casus sich aller Pflicht zuwider zweimal geweigert hatte, ernstlich Gefährdeten Beistand zu leisten. Er wünschte jedoch Marte aus dem Spiel zu lassen, bezwang seinen Zorn und erwiderte nur:



„Ich bedaure, Euer Weisheit bemühen zu müssen.“ – Er sei von der Behörde nicht zu irgendwelchen Maßnahmen berechtigt, solche dürften aber, wenn seine Diagnose sich bestätige, unentbehrlich sein: vor allem die Absonderung der Kranken im Warzhaus! Jede verzögerte Stunde könne Opfer kosten. – „Das gebe ich Euch nachdrücklichst zu bedenken“, schloss er, „und empfehle mich hiermit Eurer Weisheit.“

Im Heimschreiten fühlte Albertus Fabri eine Bedrückung, die an Verzweiflung grenzte. Zwar würde sich nun wohl das Gewissen in Casus regen, er konnte die Sache nicht einfach laufen lassen, ohne Nachschau zu halten. Aber zu wissen, dass das Schicksal all dieser fröhlichen ahnungslosen Bürger von den Maßnahmen eines eitlen Schwätzers abhing, der in seinem Bereich unbeschränkt schalten konnte!

[...]

Die Lies starb am folgenden Tage im Hause des Schusters, noch ehe man sie in das abgelegene Siechenheim bringen konnte. So fühlte Doktor Casus sich neuer Entschlüsse überhoben und befahl die schleunige Beerdigung ohne jede Zeremonie, woran niemand Anstoß nahm, weil die Zieheltern das Sterbegeld für den Pfarrer nicht ungern ersparten.

[...]

Vier Wochen nach der Beerdigung des kleinen Waisenmädchens reichte das Warzhaus nicht aus, um alle Erkrankten aufzunehmen. Notbetten wurden errichtet, Strohsäcke auf den bloßen Boden gebreitet, die sanften Beginnen waren ihrem beschaulichen Leben entrissen worden und hielten anstrengende Tag- und Nachtdienste ein, ohne das Ausmaß der Arbeit ganz bewältigen zu können. In ihrem eigenen stillen Hause hatten sie sich nur die gemeinsame Schlafstube, das Speisezimmer und die Kapelle vorbehalten, in den übrigen Räumen lagen kranke Kinder, die daheim keine Pflege fanden. Drei Schwestern verblieben, um ihrer zu warten; drei arbeiteten im Warzhaus und die Schwächlichste musste ganz allein für Küche und Garten sorgen. Aber man sah den Frauen kaum die Mühsal solchen Dienstes an; rotwangig und glatt glänzten die zufriedenen Gesichter über der gestärkten Krause, vom schneeweißen Leinen der Haube gerahmt. Erst als zwei von den sieben sich hinlegen mussten und der Krankheit keinen Widerstand entgegengesetzten, begab sich die Älteste in ihrem grauen Sonntagskleide zur Priorin von Sancta Clara; sie nahm mit demütig über dem starken Leib gefalteten Händen auf einer Bank neben der zwischen Polstern gebetteten Greisin Platz und war froh, des Redens überhoben zu sein; denn diese fragte sogleich, ob sie drei oder vier Nonnen in das Warzhaus entsenden dürfe, damit sie sich unter der Anleitung der erfahrenen Krankenschwägerinnen im Werke der Barmherzigkeit üben könnten.

Der Stadtarzt erklärte sich einverstanden, unter der Voraussetzung, dass die Nonnen das Siechenhaus während der Dauer ihres Dienstes nicht verließen.

Jetzt begrüßte Casus Albertus Fabri nicht mehr mit lateinischen Floskeln und höhnischen Anspielungen, wenn sie einander begegneten, er war jetzt nicht mehr eifersüchtig, wenn er den Kollegen in einem Hause traf, wo er selber früher aus und ein zu gehen pflegte; kaum konnten sie beide, wenn sie ihre ganzen Kräfte einsetzten, den Ansprüchen gerecht werden, die Tag und Nacht an sie gestellt wurden. Und sie erteten wenig Lohn: auf drei Menschen, die genesen, kam einer, der in heimlicher Nacht abgeholt und wie ein Aas verscharrt werden musste ... Die Leute mochten zwar die Kunst der Ärzte nicht missen, versagten ihre Mittel aber, so waren sie nahe daran, ihnen die ganze Schuld am Ausbruch der Krankheit aufzuhalsen.

Und die Geretteten wussten ihnen ebenfalls nicht immer Dank; denn die Pocken hinterließen ein strahlendes Gesicht entstellt durch hundert Narben zurück, und viele Frauen wünschten sich in die Grube, wenn sie zum ersten Mal einen Spiegel in die Hand bekamen. In wenigen war die süße Inbrunst der Genesung stark genug, um über ihre Eitelkeit zu triumphieren.

[...]

Die Arbeit an den Mauern stand beinahe still; unter den zugewanderten Gehilfen wütete die Seuche am heftigsten. Der welsche Baumeister verlor den Kopf. Als der Rat ihn zur Fortführung des Werkes zwingen wollte, um die Mehrkosten zu vermeiden, die aus dem Aufschub entstehen mussten, ersann er eine listige Ausflucht: Er stellte sich krank, ließ niemanden zu sich und kümmerte sich nicht um den Fortgang der Arbeiten.

Cesare Taglione war von Anfang an recht unbeliebt gewesen. Dass er ein Stockwerk im Hause des Wechseljuden bezogen hatte, vermehrte sein Ansehen nicht. Und nun vernahm man, dass des Schusters Marte ihn pflegte. Sie, der eben zwei kleine Brüder an der Seuche gestorben waren, von deren Elternhaus das Unheil seinen Ausgang genommen hatte, wagte es noch, ihre Mitbürger auf derartig schamlose Weise vor den Kopf zu stoßen!

Der zeitliche Ablauf von Ereignissen gerät im Bewusstsein der Menge zuweilen in Vergessenheit: Es ordnet sie nach der Wahrscheinlichkeit auf Kosten der Tatsachen und bildet so aus unmöglichen Voraussetzungen ein glaubwürdiges Gerücht. Bald ging die Nachricht von Mund zu Mund, Cesare Taglione, der verhurte Welsche, habe die Krankheit aus Italien mitgebracht, im Stöcklerhaus bei nächtlichen Besuchen ein-

>>>



geschleppt und auf solche Weise das Unheil über die Stadt verhängt.

[...]

Doktor Fabri war das Herz schwer geworden. Er ahnte, dass er dem törichtesten Gerücht nun öfter begegnen werde und dass sein Widerspruch zur Wirkungslosigkeit verdammt sein würde. Denn der Mensch will, so er ein Übel erleidet, zumindest den Urheber hassen können; dann trägt er es leichter.

[...]

Der predigende Bettelmönch, der in diesem Herbst die Stadt besuchen kam, fand einen aufgelockerten Boden für den Samen seines Wortes, er bewies mit dem Alten und Neuen Testament sowie aus den Büchern der Kirchenväter, dass Pestilenzen stets die Strafe Gottes für den gebrochenen Bund gewesen seien. Ob die Leute etwa meinten, heutzutage stünde es anders? Hatten sie vielleicht die Gebote der Kirche gehalten? Hatte nicht die letzte Ablasssammlung für den Bau der heiligen Peterskirche zu Rom ein geradezu klägliches Ergebnis gezeitigt? Wie stand es mit dem Wucherverbot und wie mit dem Zehnten für die Geistlichkeit?

„Ja, nun könnt ihr eure Hamstergroschen zum Bader tragen“, rief er aus, „weil ihr sie nicht zu Füßen des heiligen Petrus niederlegen wolltet, jener gibt euch bitter Tränklein und kann euch doch nicht vor dem Kirchhof bewahren, der aber hätt' euch den Honig seines Trostes schlecken lassen und durch himmlische Fürsprache eure Seel' vor der Höllenpein bewahret!“ –

Gewiss, auch diese Versäumnisse wurden von vielen als Grund der Plage geglaubt.

Und jeder einzelne wusste doch noch eine geheime Ursache, nur von ihm gekannt, wenn er in schlafarmen Nächten sein Gewissen erforschte. Aber bei Tage verblassten solche Ahnungen, und jeder schalt mit über den welschen Baumeister, die schamlose Hure, den eitlen Ratsherrn und den unfähigen Quacksalber und zählte sich zu den Unschuldigen, die mit den Schuldigen leiden müssen und darum das Recht haben, sie zehnfach zu verfluchen.

Erika Mitterer
Der Fürst der Welt
Seifert-Verlag 2006

Der 700 Seiten starke Roman ist derzeit noch zum Aktionspreis von nur € 19,95 über die Erika Mitterer Gesellschaft erhältlich. Bestellung über das Formular auf S 23 oder www.erika-mitterer.org/Bestellformular.php